

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 156.

Samstag, 10. Juni

1933.

Karla wird energisch!

Roman von Theobald Timmer.

8. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Als Krüger am Freitagmorgen die Boxe betrat, kannte Puhke ihn kaum wieder.

„Los, Leute, los! Der Wagen muß bis zwölf Uhr fahrfertig sein“, drängte er.

„Sie wollen heute noch trainieren?“

„Ich nicht, Puhke. Du bist von diesem Augenblick als Boxenschef wieder abgesetzt; ich übernehme den Posten.“

„Aba dat geht doch . . .“

„Det geht ausgezeichnet, mein Junge!“ erklärte Krüger, indem er die Berliner Mundart des Mechanikers nachahmte. „Wir haben einen anderen Fahrer.“

„Ach nee!“

„Fred Meller fährt!“

„Dat is . . .“

„. . . sehr schön von dem jungen Mann. Hast genau recht, Puhke. Aber jetzt Tempo! Fred Meller muß unbedingt zwei Tage zum Training haben.“

„Und wann kommt er?“

„Ist schon da. Wird uns nachher mal besuchen.“

Kurz vor Mittag erschien der Rennfahrer im Dreh. Krüger, der gerade dem neuangekommenen Mechaniker den Weg zu einer Besorgung gewiesen hatte, sah ihn von weitem kommen.

Auffallend war, daß Meller den vorbeifahrenden Mechaniker so freundlich grüßte. Aber im Taumel der Begrüßung mit Puhke hatte er keine Zeit zu fragen. Erst später.

„Sag mal, Fred, kennst du eigentlich den neuen Mechaniker?“

„Er kam mir so bekannt vor, als hätte ich ihn öfter gesehen.“

„Sonderbar!“

„Warum sonderbar? Ich kann mich auch geirrt haben. Eine genaue Erinnerung habe ich nicht. Wahrscheinlich war es ein Irrtum.“

„Das Sonderbare an der Geschichte ist, daß auch ich meine, ihn schon gesehen zu haben. Dabei war ich vielleicht zweimal und jedesmal auf wenige Tage nur in Köln. Er stammt doch aus Köln, Puhke?“

„Nach die Flebber, die er mir jezeigt hat, ja.“

„Du bist durch den Anschlag auf der Aous sehr mißtrauisch geworden, Krüger!“ stellte Meller fest. „Das ist ja auch verständlich. Aber wir wollen doch nicht allzu schwarz sehen und in jedem harmlosen Menschen einen Saboteur vermuten. Wir verbittern uns selbst nur das Leben.“

„Jedenfalls werden wir dem Jungen schwer auf die Finger sehen. Ich werde den wahrscheinlich unsinnigen Verdacht nicht los. Puhke wird auch das Seinige tun.“

„Ich werde nich blos hinkucken, id werde ihm uff die Finger kloppen, wenn er sich nich richtig benimmt, dat ihm die Engel een Lied dazu zwitschern. Verlassense sich man ganz uff mir!“

Der Neue verstand sein Fach ausgezeichnet, mußte Krüger später feststellen. Ruhig und sicher bewältigte er mit großer Gleichmäßigkeit jede Arbeit. So sehr auch Krüger sein Augenmerk auf ihn richtete, so konnte er doch nichts Verdächtiges entdecken.

„Du hast dich einmal in den Verdacht hineingefressen und wirfst ihn nun nicht mehr los. Ein grundloser Verdacht“, flüsterte Meller.

„Aber ich sage mir doch hundertmal daselbe, und jedesmal werde ich wieder unruhig, wenn ich den Mann sehe. Weiß der Teufel, wo er mir schon begegnet ist!“

„Wird ein kleiner Irrtum sein. Übrigens habe ich eine kleine Überraschung für dich.“

„Welche denn?“

„Eigentlich darf ich nichts sagen. Die Tochter vom Chef hat es mir verboten.“

„Ausgerechnet die ausgeblasene Gans muß sich einmengen!“

„Erlaube mal, mein Lieber! Ich finde die Tochter des Alten sehr nett.“

„Ich habe zwar noch nie mit ihr gesprochen, aber ich finde sie entschieden weniger nett. Hübsch ist sie, zugegeben, aber 'nen Spleen scheint sie auch zu haben. Übrigens soll man die Töchter seines Brotherrn nie nett finden. Das gibt immer Komplikationen, die sehr peinlich werden können.“

„Ebenso gefährlich ist es zum mindesten, wenn man über sie schimpft. Es könnte ihnen wieder erzählt werden und dann ist die erste Komplikation da,“ erwiderte Meller ziemlich scharf.

Der Konstrukteur erhob überrascht den Kopf, blickte dem Fahrer für einen Moment ins Gesicht und zuckte die Achseln.

„Armer Kerl!“

„Der Mensch soll hoffen,“ sagte der Fahrer verächtlich.

„Na, dann hoffen wir, daß sie nichts von dem erfährt, was ich gesagt habe und was du vielleicht kühlst. Im übrigen wäre es mir sehr lieb, wenn du deine Überraschung langsam auspaden würdest, bevor wir beide uns endgültig vertragen.“

Fred Meller ging sofort auf den scherzhaften Ton ein.

„Wetterstein kommt zum Rennen.“

„Donnerwetter! Bringst du Sensationen! Soll er vielleicht nicht kommen?“

„Bergmann, der eine neue Frist bewilligt hat, wird ebenfalls erscheinen.“

„Wußte ich auch schon. Deine Sensationen sind etwas aus der Mode.“

„Wenn du weiter mederst, geht dir außer meiner Freundschaft die Hauptsensation verloren.“

„Es wäre schade um die schöne Freundschaft!“

„Da nun das Zusammentreffen der beiden alten Herren mit geschäftlichen Besprechungen zusammenhängt, ergab sich für Direktor Wetterstein die unumgängliche Notwendigkeit, eine Bürokrast mitzunehmen!“

„Fred du bist ein Goldfisch!“ Krüger war plötzlich in freudige Erregung geraten.

„Auf einmal!“

„Ja. Nur ein bißchen langatmig und schwerfällig. — Also soviel deine verbauten Sätze in anständigem Deutsch wohl heißen sollen, kommt Fräulein Teutenberg her?“

„Ne, hierher gerade nicht. Du mußt dem Mädchen schon ein Stückchen entgegenkommen.“

„Wieso?“

„Soll sie dir vielleicht in die Arme rennen! Welches Interesse sollte eine Sekretärin daran haben, was der Konstrukteur ihres Direktors macht?“

„Du glaubst also . . .“

„. . . daß du ein Duffel bist, und daß du nachdem, was ich hintenherum erfahren habe, trotzdem eine Chance hast, demnächst wohlbestellter Familienvater zu werden.“

„Entzückende Aussichten!“

„Jede Konsequenz bietet entzückende Aussichten.“

„Du bist das Muster des konsequenten Mannes.“

„Daher wieder die entzückenden Aussichten.“

„Na ja, sie ist wirklich nett. Vielleicht bilde ich mir das aufgeblasene Wesen nur ein.“

„Du beliebst Rätsel von dir zu geben. Von wem sprichst du eigentlich?“

„Na, von der Tochter des Alten.“

„Ich spreche von Fräulein Teutenberg.“

„Aber wir verstehen uns trotzdem, mein Junge. Viel Glück!“

Krüger hielt dem Rennfahrer die ölbeschmierte Hand hin, die dieser trotzdem nahm und kräftig drückte.

*

Fred Meller fuhr so blendende Trainingsrunden, daß das Gesicht des Chefs der Italiener immer länger wurde.

Die Kennleitung bat schließlich Krüger, seinem Fahrer aus Gründen der Reklame eine gewisse Rücksicht zu empfehlen, damit die Zuschauer nicht durch die Aussicht auf ein eindeutiges Rennen vom Besuch abgehalten würden.

Punkte verbrachte Tag und Nacht in der Boxe und schlief sogar auf einer herbeigeschleiften Matratze, damit der Wagen nur nicht eine Minute ohne Aufsicht blieb und einem ähnlichen Anschlag ausgesetzt würde wie in Berlin. Die wenigen Augenblicke, die er zum Essen brauchte, übernahm Krüger.

Als er Freitagabend mit Meller zur Kantine schlenderte, begegneten sie dem neuen Monteur. Der Mann zog achtungsvoll seine Kappe und strebte vorbei.

„Und der Junge hat den Kittel doch nicht ganz rein!“ behauptete Krüger eigensinnig.

„Möglich. Aber er kann doch keinen Unsinn machen, weil er dauernd belauert wird.“

„Das ist das Auffällige an der Geschichte. Es müßte ihm doch längst aufgefallen sein, daß er bewacht wird, aber er sagt nichts.“

„Vielleicht aus Angst, er würde die Stelle verlieren.“

„Guten abend, die Herren!“ ertönte plötzlich neben ihnen eine Stimme.

Überrascht blickten sie auf und gewahrten Routis, den französischen Fabrikanten. Meller nickte einen gleichmütigen Gegengruß.

„Wer war das?“ wollte der Konstrukteur wissen.

„Jaques Routis, der unbedingt mit den Derola-Werken fusionieren will. Eine unangenehme Type.“

Krüger pfiß nur zwischen den Zähnen.

„Was ist?“

„Wo kam der Kerl her?“ lautete die Gegenfrage.

„Vom Zielrichterhäuschen, wie es schien. Und?“

„Und wo kam unser Monteur her?“

Fred Meller blieb überrascht stehen. „Donnerwetter! Die beiden scheinen sich dort getroffen zu haben.“

„Komm!“ Krüger packte den Rennfahrer am Arm und zog ihn weiter. „Wir wollen uns nichts anmerken lassen. Im Augenblick guckt Punkte dem Burschen auf die Finger. Wir wollen ihn auf frischer Tat ertappen, damit wir Gewißheit über seinen Hintermann bekommen. Das mit dem Zielrichterhäuschen ist kein Beweis.“

„Über der Wagen . . .“

„Für heute ist bestimmt nicht mit einem Anschlag zu rechnen. Da du morgen noch trainierst, müßte der Fehler uns auffallen. Er wird bis nach dem Training warten.“

„Den Jungen werde ich mir kaufen!“ drohte Meller ungeheuer erregt.

„Das werden wir gemeinsam besorgen. Alles zu seiner Zeit. Wenn wir abwarten, können wir den Franzosen gleich mit am Kanthaken kriegen.“

„Wir können heute übrigens im Hotel essen,“ meinte Fred harmlos. „Du könntest es auch vertragen, mal was Warmes in den Magen zu bekommen.“

Krüger blickte ihn überrascht von der Seite an, erklärte sich aber einverstanden.

„Zu gütig, deine Sorge um mein leibliches Wohl! Aber ich habe keine Lust, mich noch einmal umguziehen,“ sträubte er sich zum Schein.

„Nun komm schon.“

*

Irmgard Wetterstein hob peinlich überrascht die Augenbrauen, als Jacques Routis im Speisesaal erschien. Aber der Franzose nahm keinen Anstoß an dem abweisenden Gesicht, sondern begrüßte sie mit übertriebener Lebhaftigkeit und nahm an ihrem Tisch Platz.

„Ich freue mich sehr, gnädiges Fräulein, Sie wiederzusehen.“

Irmgard entzog ihm mit einem Ruck die Hand und war froh, durch das Kommen Fred Mellers und des Konstrukteurs einer Antwort entgehen zu werden, die für den Franzosen nur eine Beleidigung hätte sein können.

Fred Meller machte bei seiner Verbeugung ein so finsternes Gesicht, daß Krüger am liebsten laut aufgelacht hätte. Nach der Vorstellung verwickelte er den Franzosen in ein Gespräch und unterhielt sich anscheinend glänzend.

Sofort nach dem Essen zog sich der Rennfahrer mit der Entschuldigung zurück, daß er schlafen müsse, um für die kommende Ereignisse ausgeruht zu sein.

Seine Hoffnung, Irmgard würde sich ihm anschließen, schlug fehl.

Eifersüchtig überwachte sie das Gespräch der beiden Herren. Krüger erschien ihr plötzlich sehr unympathisch. Sie befürchtete, daß er sich mit dem Franzosen auf einen guten Fuß stellte, um eine Stellung in dessen Werken anzunehmen. Da sie wußte, daß Krüger für ihren Vater von unschätzbarem Wert war, entschloß sie sich, nicht eher wegzugehen, bis die beiden sich trennten. In ihrer Gegenwart würden sie kaum von der neuen Stellung reden.

Aber es kam anders. Krüger empfahl sich plötzlich und ließ sie mit dem Franzosen allein. Einen Versuch, sich ihm anzuschließen, unterband Routis dadurch, daß er sie bat, dazubleiben.

„Ich habe etwas Geschäftliches mit Ihnen zu besprechen.“

„Meine Stellung als Hilfskraft im Sekretariat der Derola-Werke ermächtigt mich kaum, mit Ihnen geschäftliche Besprechungen zu pflegen“, wehrte Irmgard ab.

„Sie werden kaum erwarten, daß ich Sie in dieser Position ernst nehme.“

„. . . und wenn Sie mich nicht ernst nehmen, wüßte ich nicht, was wir zu besprechen hätten.“

Jacques Routis rückte seinen Stuhl näher. Wie zur Abwehr zog sie ihren Umhang dichter zusammen und kroch in die äußerste Ecke des Fauteuilles.

„Sind Sie doch endlich vernünftig, gnädiges Fräulein! Mit Ihrem Vater ist kein vernünftiges Wort über Geschäfte zu reden. Mir bleibt also nur die Möglichkeit, mich an Sie zu wenden.“

„Mein Vater führt die Geschäfte der Derola-Werke!“

„Schön. Aber Sie haben es in der Hand, ihn jederzeit von seinem Posten abzurufen, oder ihn zu zwingen, sich mit seinen Entscheidungen Ihnen zu fügen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mein Lied.

Zerschellt ist meine Fiedel,
Drauf Sait' um Saite sprang.
Ich sing' ein lustig Liedel
Den ganzen Weg entlang. —

Ein lustig Lied vom Wandern,
Und auch ein Lied von Lieb',
Und auch von jener andern,
Die mich von dannen trieb. —

Sie hören all' die Weise,
Erschreckt bleibt mancher steh'n
Und drückt die Hand mir leise,
Als könnt' er mich versteh'n . . .

Toni Stilz.

„Aus Herzensdrang . . .“

Erzählung aus Robert Schumanns letzten Erdentagen.

Von Albert Leitlich (St. Andrä).

„Höher!“ ächzte der Mann, zu dessen Häupten der Tod stand, und die Schwester legte ihm das Kissen höher.

So war's nun schon der fünfte Abend und er konnte nicht sterben; der fünfte Abend, an dem der Tag in Flammen über die Berge zur Nacht herniederstieg, während bläuliche Nebel sich zwischen Erde und Himmel sammelten.

Die Schwester sprach ihr Gebet. Immer dasselbe, seitdem man die letzten Blumen ihres Lebens mit Füßen getreten. Die letzten Blumen eines Frauenlebens sterben fast immer unter einem harten Fuß. Nun glitten die Gebetsperlen durch die stillen Hände und manchmal ging ein Bild zu dem Manne, der seit fünf Tagen mit dem Tode rang.

Nicht eigentlich seit fünf Tagen, seit fünf Abenden nur, denn am Tag kam das Leben und setzte sich zu ihm auf den Bettrand, brachte ihm Blumen und sprach: „Werde nur gesund, dann ist wieder alles gut.“

„Heute geht es zu Ende. Zwei Stunden — vielleicht auch bis Mitternacht noch, Schwester Helene“, hatte der Arzt, der die Kunde machte, gemeint.

Der Kranke hörte ihn nicht mehr. Er spielte mit blutlosen Händen auf der Decke seines Bettes eine Melodie, die ihm im Sinne lag. Vielleicht war's eine, die vom Sein zum Nichtsein hinüberklingt. Im Krankenhausbauertan sang die Amsel nicht mehr, und durch die endlosen Korridore schlichen die Gespenster Schlafloser.

„Höher“, stöhnte wieder der Sterbende, und wieder schob die Schwester die Kissen zurecht.

So lag er still, während aus den Nebeln die schwarze Nacht stieg. Zu ihm aber schlich sich noch einmal das Leben. Er hörte seine Mutter wieder sagen: „Unser Robert wird einmal ein Künstler.“

Er wurde auch ein Künstler, doch einer, den die Welt nicht kennen wollte, weil er immer im Schatten seiner wunderbaren Frau stand. —

Einft ging er durch eine Schneenacht. Da war ihm die Korne der Zukunft erschienen.

Wie war sie doch gekommen? Die Stadt lag schwarz und tot, nur in den Straßen, wo man lebte, blickten Flammen, die man dem Genuße anzündete.

Er war den Fluß entlang gegangen, seitwärts in die Einsamkeit.

Manchmal zog ein Schrei durch die Luft, und weil ihm das Chaos eines neuen Liedes im Herzen drängte, blieb er am Wasser stehen, wie zur Sammlung. Da sah er neben sich ein Weib. —

Wie war es gekommen, daß sie mit ihm ging in das Zimmerchen, wo er unter den Möbeln seiner seligen Mutter lebte. Ein Sterbender hat nicht Zeit zum törichtesten Grübeln. Sie war mit ihm gegangen vom Tode fort.

Als sie beide in die dunkle Wohnung getreten, hatte er an die Korne denken müssen, an die, welche dunkle Fäden zieht. Schnell hatte er Licht gemacht, aber nur ein kleiner Kreis wurde hell und jenseits der Helle sah die Fremde in dem Großvaterstuhl mit dem altfränkischen schwarzen Damastbezug. Sie hatte ein weißes, frühmüdes Gesicht mit dunklen, verschleierte Augen, von denen sich ein Tränenweg zu den Mundwinkeln zog. Sie trug ein schwarzes Kleid, und auf ihrem Scheitel glänzte das blonde Gold Maria Magdalenas.

Er hörte sich wieder fragen: „Und darum sterben?“

Sie nickte nur und sah ihn von unten aus ihren Hornaugen an.

Das „Darum“ war eine alltägliche Geschichte von einer, die das Glück suchte und den Jammer fand.

Wie war die Nacht damals zum weißen Wintermorgen gekommen? Mit einem Korneliebe auf den verschwiegenen Lippen. —

Seit der Stunde war er mit dem Mädchen viel belammten. Die aus dem Elend klammerte sich an sein Mitleid, bis sein Mitleid und die Wonne, für jemand zu leben, ihn auch ihr verband.

Wenn er aber an seine Mutter dachte, schien ein katter Hauch die Flammen in ihm niederzuhalten.

Dann ging er zum Friedhof und mied tagelang das Mädchen.

Seine fromme Mutter hatte in dem alten Lehnstuhl geessen und ihn ermahnt, gut zu sein für das bessere Leben.

Würde sie heute zufrieden mit ihm sein?

Das Mädchen fragte sich nicht, wie es einmal werden würde mit ihnen beiden, sie war von ihrer Kindheit an gewöhnt, dem Heute zu leben ohne Fernsicht.

Aber allmählich kam ihr ein Dämmern, daß es so nicht fortgehen konnte. Sie sagte es ihm gerade heraus.

„Ich habe neulich deiner Mutter Bild genau gesehen, als du nicht daheim warst. Du hast es mir gar nie gezeigt. Ich weiß wohl, warum nicht. Du hast ihr Gesicht — nur etwas ist anders drin. Ich weiß nicht was, ich denke nur, das Gesicht hätte mich nie angesehen wie du. Die Frau, ich meine deine Mutter, hätte uns beide ausgewiesen.“

Er gab ihr damals Recht mit seinem schenen Schweigen; es war der Augenblick gekommen, der ihn von ihr zog. Sie war ihm nicht das Künftige.

Als er merkte, daß das Mädchen sich davongeschlichen, war er ihr später dankbar.

Am anderen Tage aber fand er sie nicht in der Wohnung, die er für sie bei guten Leuten gemietet. Sie war nicht heimgelommen und kam auch nicht wieder. Sie blieb verschollen von diesem Tage an.

An diesem Abend hatte er lange an dem Wasser verweilt und gemeint, ihr blaßes Gesicht würde von einer Welle hochgetragen; er las fiebernd die Tagesberichte der Zeitungen.

Allmählich wurde er ruhig und ging wieder mit ungeteilter Aufmerksamkeit seinem Berufe nach.

Aber die Korne hatte ihm den Weg gezeigt, der einzig und allein dem Leben Zweck und Reichtum geben konnte. Sie hatte ihn auf das Künftige hingewiesen, das er wie seiner Mutter Ebenbild verehren wollte.

Da kreuzte Klara Wied seinen Weg. Aber Vater Wied wollte nicht, daß Klara, sein Stolz, die Frau eines fast unbekanntem, unbemittelten Komponisten werden sollte.

Nun war ein Teufel in ihm, der zu Schumann sprach: „Schlafe nicht, suche — und arbeite, arbeite, daß du Geld für das Künftige anhäufl.“

Schumann arbeitete fieberhaft.

Nächte konnte er nicht mehr — nur die endlosen Tage der Erregung.

Die Bekannten schüttelten den Kopf.

Aber er zwang immer stärker und stärker seine zerrinnenden Kräfte in ein Beden, in dem sie nicht versickern sollten. Bald da, bald dort gab er Konzerte. Und wenn manchmal in seinen Ohren das Lachen junger Menschen klang, die jätlich und glücklich sich aneinanderdrängten, da wurde ihm das Herz für eine Weile leicht.

Aber dann war der Tag gekommen, an dem er am Ziele seiner Wünsche stand und Klara heimführen konnte.

Der Vater des Mädchens hatte vermeint, daß die Leidenschaft der beiden Liebenden durch die Trennung erlalten würde und mußte nun zu seinem Ärger gewahren, daß die Flamme heller brannte wie zuvor.

Er gab, als man ihn bat, den Bund zu segnen, unklare, ausweichende Antwort und spielte auf Schumanns ungereregte Verhältnisse an; dieser schränkte sich auf das Äußerste ein.

Robert und Klara ließen nicht lodern; im Sommer traf auch der Heiratskonsens ein und nun stand der ehelichen Verbindung nichts mehr im Wege. —

Jahre jubelnden, strahlenden Glückes waren gekommen.

Aber die Korne schlief nicht.

Ahnte der arme Meister das ihm drohende Verhängnis? Stieg das düstere Bild der Zukunft schreckhaft vor seiner Seele auf? Fast schien es so. Denn er mußte zuweilen die allmähliche Ermattung seines Geistes spüren, fühlen, wie die Phantastie, ja, zuletzt die klare Denkraft, ihn verließ.

Aber immer wieder trieb ihn der unselige Ehrgeiz und alte Gewohnheit zu neuem Schaffen an, als sei er einem Fluche verfallen; er zermarterte sein müdes, brennendes Hirn und beschleunigte seinen Untergang. —

Eines Abends stürzte er sich in den Fluß, aus dem er vor Jahren das arme Mädchen gerettet hatte.

Man brachte den Geisteserröteten in eine Heilanstalt.

Als er aufwachte, tippte der Frühling mit seinen rosigen Kinderfingern an das lange, schmale Fenster des Zimmers, in dem Robert Schumann lag.

Mit einem Köcheln wollte der Kranke sich erheben, aber Bleigewichte hielten ihn nieder.

Dann war Klara an sein Bett getreten. — Und Nebel umwoogen ihn, sie trocknen ihm am Leibe hoch und fasten ihm nach dem Herzen. Aber in dem wallenden Grau blühten hin und wieder Sonnenstrahlen auf wie aus unfängt vergangenen Frühlingstagen.

„Werd' mir nur bald wieder gesund, Robert, dann ist alles gut.“ So sprach Frau Klara. Sie trug einen Strauß in den Händen. „Blumen von deiner Mutter Grab, Robert, sieh! Grüße, herzliche Grüße von ihr. Du sollst bald machen und gesund werden! Sieh, Himmelschlüssel und Samt-aurikel.“ Ihre Stimme wurde ganz leise und traurig, als er nichts sagte. —

Als sie eines Tages sein Bett hinausrollten auf den Balkon, hörte er ein feines Läuten und fühlte einen Duft, wie er in großen Domen am Altar zur Sternendecke zieht.

Es war, als sei eine große Feter rings um ihn. Klara hatte so warme Hände, aber die seinen konnten alle ihre Liebe nicht wärmen.

Lang ist's, lang,
Seit ich meinen Liebesfrühling sang;
Aus Herzensdrang,
Wie er entsprang,
Verklang in Einigkeit der Klang.“

Seit der Stunde war er die Kälte nicht mehr los geworden. Auch nicht, als Klara am anderen Morgen ihm sagte, daß seine gesammelten Aufsätze in einem stattlichen Bande erschienen seien. —

Nachmittags um vier Uhr war es ganz dunkel geworden, als ob ein Gewitter im Anzuge sei.

Die Schwester ließ ein Weisfchen das Beten und zündete ein Lämpchen an im äußersten Winkel des schmalen Raumes. Es war ihr, als wehe es kühl zu ihr herüber von dem Lager her. Sie kannte den Gruß der Stillen und sah nach dem Manne.

Er lag in den Armen seiner Frau und ein paar nachdunkle Augen starrten über sie fort ins Künftige.

Solch Blid ist nicht für die, die noch im Leben stehen, darum ging sie leise ans Sterbelager Schumanns und drückte dem Toten die Augen zu.

Ein Schicksal von fern.

Von Heinrich Veis.

Wohl vor zwanzig Jahren mag es gewesen sein, in jener uns wunderbar sorglos anmutenden Zeit vor dem Kriege, als mir das junge Paar zum erstenmal begegnete. Es war nur ein Blid von fern, doch wie es zuweilen geschieht, lag in einem flüchtigen Aufmerken, einer kurzen Beobachtung etwas so Besonderes und Eigentümliches, daß sich das Bild unbewußt der Erinnerung eintrug; und dabei galt es nicht mehr als einen kleinen, kaum länger als eine Sekunde beachteten Zwischenfall. Zu einem Volksfest hatte sich eine fröhliche Menge versammelt. Ein plötzlich mit gewaltigen Regengüssen einsehendes Gewitter vertrieb die lauten Scharen vom Festplatz in den Schutz der nahegelegenen, geräumigen Wirtschaftsstuben. Als das Unwetter vorübergezogen war und man wieder ins Freie trat, war der Platz von Nässe aufgeweicht und mit großen Pfützen gesprengelt. Mit hochgehobenen Köden, auf den dünnen Sommerschuhen glitschend, hüpfen Frauen und Mädchen über den schmutzigen Boden zu den bereitstehenden Wagen. Eine aber von ihnen, ein zierliches, dunkles Geschöpf, lustig und anmutig, kuschelte sich in den Arm des Mannes, der sie, mit großen Schritten stapfend, durch die Nässe trug. Etwas Urdeutsches hatte dieser Mann, wie er mit blondem, wehendem Haar, Lachen in den Augen, über die Pfützen stieg und, die leichte Last auf seinem Arm kaum spürend, seine Schuhbefohlene über den nassen Grund hinweghob, daß sie die zierliche Schuhe nicht beschmutzte. Schlacht in Kleidung und Gehaben, zeigte er im tummelnden, sichernden, durcheinanderlaufenden Schwarm eine Gebärde selbstverständlicher Ruhe und sicherer, freudiger Ritterlichkeit.

Viele Jahre später traf ich auf der Straße eine junge Frau, deren Gesicht irgendwelche ferneren, undeutlichen Erinnerungen in mir weckte. Ich fand den Zusammenhang nicht sogleich, zumal jene Frau meinen fragenden Blid mit kühlem und fremden Staunen erwiderte. Erst eine zweite Begegnung ließ das längstvergessene Bild des vom Unwetter gestörten Volksfestes und des blonden Mannes, der sein Mädchen über die Pfützen trug, wieder erstehen. Und als ob der Zufall sich angelegen lassen sein wollte, mir diese verbliebene Erinnerung immer lebendiger zu machen, kreuzte die Frau nun häufiger und an verschiedensten Orten meinen Weg. Ich beobachtete sie und fand ihr Wesen sinnend, fast träumerisch nach innen gekehrt. Sie war schön und zierlich wie vor Jahren mit leichtgebräunter Haut und dunklem

haar, doch statt des lächelnden Übermutes trug sie einen mildgedämpften Ernst. War es ein stiller, gefasster Kummer, oder ein heimliches, sehnedes Erwarten? Und ich begann, mich in Gedanken auch in das Schicksal ihres Freundes oder Bräutigams, jenes blonden, kraftvoll deutschen Mannes, hineinzuspielen. Gewiß hatte auch ihn, den Starken, das große Schicksal des Weltbrandes in fremdes Land verschlagen. Ich konnte mir ihn vorstellen, wie er voll Stolz und guter Hoffnung hinausgezogen war zum Waffengang für den Schutz der Heimat. Vielleicht war auch er draußen im Felde geblieben, warum sonst sollte er die junge, schöne Frau allein gelassen haben? Denn ich konnte nicht glauben, daß er, aus dessen Art soviel Treue und Ritterlichkeit gesprochen, sich von ihr abgewandt habe; ich fühlte irgendwie, daß auch die Frau noch von ihm erfüllt war und ihr gleichsam nach innen gekehrter Blid seinem Gedächtnis galt.

Nun aber, vor kurzer Zeit, sah ich beide zusammen und empfand dabei etwas wie freudiges Erschreden. Der blonde Mann war wiedergekommen zu der treu und sehnsüchtig seiner harrenden Frau, nur ein ernstes und schweres Gesicht mochte ihn solange zurückgehalten haben. Sein Gesicht war schmal und von herben Zügen gefurcht, und doch leuchtete aus ihm der Glanz der Wiedersehensfreude. Ein wenig hager wie nach harten Mühlen, hatte seine Gestalt doch sehnige Geschmeidigkeit und ungebeugte Kraft. Und da erschien mir dieser Fremde irgendwie als ein Gleichnis des deutschen Menschen, den er in so reicher Art verkörperte und der, von innerer Kraft getragen, auch durch die Not bitterer Jahre nicht niedergezwungen wird. Fern irgendwo hatte er wohl sein raues Schicksal gelebt, vielleicht in den Schneewüsten Sibiriens, bis ihm auf verwegenen Pfaden Heimkehr gelang, vielleicht in der Hölle französischer Gefangenschaft unter siebender Sonne. Aber was immer ihm widerfahren war, mochte sein Gesicht schmal, seine Gestalt knorrig und hager geworden sein, das Lachen endlich erfüllten Glückes konnte es nicht verkümmern; ungebeugt vom Schicksal war sein Rücken wie einst, als er die leichte Last der geliebten Frau über die schlammigen Pfützen des Festplatzes trug . . .

Eine Wochenend-Anekdote.

Von Hans Wieland.

Sie trafen sich am Potsdamer Bahnhof, um das Wochenende außerhalb Berlins zu verbringen.

Arm in Arm schoben sie beide durch die Sperre. Es war bis zum Abgang des Zuges noch eine halbe Stunde Zeit.

„Glaubst du, daß wir noch einen Sitzplatz bekommen?“ erkundigte sich Gerda bei dem jungen Mann, als sie die Stufen zur Halle emporstiegen.

„Aber natürlich, Gerda“, lautete die Antwort.

*

Die Türen zu den Abteilen standen offen. Einige Passagiere hielten die Treppen besetzt, plauderten, rauchten Zigaretten und amüsierten sich über die Nachzügler.

Der junge Mann ließ einige Schritte voraus, blickte zuversichtlich in jedes Kupee, hob den Kopf, stellte sich auf die Zehenspitzen — aber alle Plätze waren besetzt. Enttäuscht blieb er stehen, überlegte einen Augenblick, dann beschied er Gerda, ihm in einiger Entfernung zu folgen, Schritt mit wichtiger Miene zum letzten Wagen und schrie mit Stentorstimme: „Alles aussteigen! Der Wagen wird abgehängt!“

Unter den Passagieren entstand ein fürchterlicher Tumult. Alle sprangen auf, rafften ihr Gepäck zusammen, drängten hinaus, um in einem anderen Abteil unterzukommen.

Der junge Mann grinste über das ganze Gesicht. Er rief Gerda herbei und half ihr galant beim Einsteigen in den leergewordenen Wagen.

„Nun, was sagst du dazu? Hab ich das nicht gut gemacht?“ fragte er mit stichlichem Stolz.

Das Mädchen nickte zustimmend.

*

Eine halbe Stunde mochte seitdem vergangen sein. Da wurde plötzlich die Abteilstür geöffnet. Der Bahnhofsvorsteher erschien.

„Also Sie sind der schlaue Herr, der die Passagiere damit genarrt hat, daß der Wagen abgeköpft werden würde?!“ sagte er zu dem entsetzt dreinschauenden jungen Mann.

„Jawohl, der bin ich!“ kam es zurück.

„So, so!“ Der Vorsteher rief sich die Hände. „Ein Beamter hat Sie rufen hören, und da er glaubte, Sie gehörten zur Aufsicht, hat er einfach den Wagen abgehängt. Der Zug ist vor zwei Minuten abgefahren.“